

VILÉM FLUSSER

Man geht einen steigenden Waldweg, und sieht um sich, um einen Ast zu finden, den man als Stock verwenden koennte. Der Augenblick, in dem man den Entschluss gefasst hat, sich solcherart umzusehen, hat nicht allein zur Folge, dass sich das bisherige Ausblicken auf den Wald vollkom^men veraendert, sondern dass sich das Aussehen des Walds ebenso vollkom^men veraendert. Ein Beispiel dafueer; dass das Aussehn des Dings davon abhaengt, wie wir es ansehn. Die hier vorliegende Absicht ist, jener Veraenderung nachzuspueren, welche den Wald so aussehn laesst, dass darin Aeste vorkommen koennen, die als Stoecke verwendet werden koennen.

Es seien zuerst vier moegliche Arten, den Waldweg zu gehn, geschil^dert, und dann das Umschlagen dieser vier Moeglichkeiten in eine Suche nach Stoecken. Die vier moeglichen Arten seien: in Gedanken versunken, den Wald betrachtend, den Wald geniessend, den Heimweg suchend. Vor dem Versuch, dies zu schildern, ist einiges zu sagen. Erstens: wiewohl die se vier Arten, zu gehn, sich von einander stark unterscheiden, schliessen sie einander nicht aus, sondern koennen sich mit einander und mit anderen nicht erwaehnten Arten verbinden. Zweitens: alle vier Arten, so verschie^den sie sein moegen, setzen eine bestimmte Art "Wald" voraus, naemlich eiⁿe begehbare, und das heisst also, eine Art, die sich nicht verschliesst und etwa erschlossen werden muesste. Drittens: alle vier Arten, so ver^schieden sie sein moegen, setzen eine bestimmte Art "Gehen" voraus, naem^lich eine unbedrohte, (auch, wie sich zeigen wird, das Suchen des Heimwegs). Viertens: alle vier Arten, so verschieden sie sein moegen, setzen voraus, dass der Waald und der ihn Durchschreitende nicht miteinander verwoben sind, sondern dass der Schreitende dem Wald und der Waald dem Schreitenden irgeⁿd wie fremd sind, (auch, und besonders, die Art des waldgeniessenden Schrei^tens). Diese vier vorausgeschickten Bemerkungen besagen im Grunde nichts aas dass die vier zu besprechenden Arten zu gehen typisch menschlich sind, und wahrscheinlich selbst fuer die "hoechsten Tiere" nicht bestehen koennen, (vielleicht mit der einzigen, freilich auch zweifelhaften, Ausnahme des Hun^{des, der ja in uralter Symbiose mit dem Menschen so viel Menschliches in sich aufnahm, und es dabei ins Untermenschliche verkehrte). Tiere haben diese vier Arten zu gehen nicht, (und der hypothetische Urmensch hat sie nicht), weil sie nicht eigentlich "im Wald gehen", sondern ein Teil des Walds sind, und in diesem Sinn ein "Gehen des Walds" sind. Dies war vor^auszuschicken, um einen moeglichen Irrtum zu vermeiden, naemlich diesen: das typisch Menschliche sei, Aeste fuer Stoecke verwenden, also die Techⁿik. Aber das typisch Menschliche beginnt schon lang vor der Technik, und es mag sein, dass die Technik schon eine Art Abfall vom typisch Menschlichen vorstellt. Da der Irrtum weit verbreitet ist, schien es geboten, ihm schon eingangs die Stirn zu bieten.}

In Gedanken versunken einen Waldweg zu gehn heisst, ihn zu gehn,

VILÉM FLUSSER

ohne auf ihn zu achten. Es heisst aber auch, ihn zu gehn, ohne auf das Gehen selbst zu achten. Und das wieder heisst, ihn zu gehn, ohne auf die Schritte zu achten, auf die Fuesse, kurz, auf den gehenden Koerper. Es ist also ein Zustand, bei dem die Gedanken den ganzen Blick auf sich konzentrieren, und Waldweg, Wald, Gehen und gehender Koerper aus dem Blickfeld fallen. Ein so nach innen gewandter Blick ist in einem seltsamen Sinn unnatuerlich, (das heisst also: menschlich). Naemlich in dem doppelten Sinn, dass er der "Natur" des Auges widerspricht, und dass er die "Natur" als Waldweg, Gehen und eigenen Koerper nicht wahrnimmt. Die Wen dung des Blicks aus dem Natuerlichen ins Unnatuerliche erfordert nicht nur, dass man das Natuerliche verachte, sondern auch, dass das Natuerliche zulaesst, verachtet zu werden. Das Natuerliche, in diesem Fall der Koerper in seiner Umgebung, laesst aber nur zu, verachtet zu werden, wenn entweder alles daran in "Ordnung" ist, oder wenn eine Disziplin ausgearbeitet wurde, alles "Unordentliche" daran willentlich zu unterdruecken. Man kann also auf zwei Methoden in Gedanken versinken: auf die bewusste und willentliche, welche das Natuerliche verachtet, weil sie alles Unordentliche daran unterdrueckt, und das ist vor allem die orientalische Methode. Und auf die weniger bewusste, welche das Natuerliche verachtet, weil sie alles daran in Ordnung gebracht hat, und das ist im Grunde die westliche Methode und das Ziel der okzidentalischen Geschichte. Die Gefahr der orientalischen Methode ist, dass das unterdrueckte Unordentliche bru tal wieder erscheinen kann, um den Unterdruecker aus seinen Gedanken zu reissen. Die Gefahr der okzidentalischen Methode ist, dass das Inordnungbrin gen so viel Energie und Zeit erheischt, und so das Interesse in Anspruch nimmt, dass es gar nicht dazu kommt, in Gedanken zu sinken. Wer in Gedanken versunken einen Waldweg geht, hat das Ziel des Westens erreicht, naemlich sich in die Lage versetzt, worin sein Koerper mit seiner Umgebung so in Ordnung ist, dass beide verachtet werden koennen. Darum geht er den Waldweg. Es bleibt allerdings die Frage offen, wovon eigentlich die Gedanken handeln, in die er versinkt, denn das Zu Denkende ist ja letzten Endes immer das Unordentliche, also die Dissonanz zwischen mir und meiner Umgebung. Also das folgende Paradox: Um in Gedanken versinken zu koennen, muss ich Ordnung um mich herum gestiftet haben, und habe ich Ordnung gestiftet, scheint es zwecklos zu sein, in Gedanken zu sinken. Es ist ein Aspekt jenes Paradoxons, das wie ein Fluch ueber dem Okzident schwebt, um ihn als Ganzes in Frage zu stellen.

Den Wald betrachtend einen Waldweg zu gehn heisst, ihm einen ganz bestimmten Typ von Achtung zu schenken. Einen Typ Achtung naemlich, bei dem ~~der Wald~~ als etwas anerkannt wird, das verdient, als solches und unabhaengig von mir angesehen zu werden. Man kann diesen Typ Achtung "Beobachtung" nennen. Er setzt voraus, dass ich dabei eine dem Wald gegenueberliegen de Stellung einnehme, naemlich die des beobachtenden Subjektes. In sol-

VILÉM FLUSSER

cher Stellung verwandle ich den Wald in meinen Gegenstand, also in etwas, das mir gehoert, (oder mindestens mir gehoeren kann), und nicht etwas, dem ich gehoere. Ein solch objektivierender Blick auf den Wald ist unnatuerlich, (das heisst also: menschlich), in dem Sinn, dass sich der Mensch dabei aus der Natur heraushebt, um sich ihr entgegenzustellen. Man sagt oft, dass diese Einstellung der Natur gegenueber den neuzeitlichen Menschen kennzeichnet, und tatsaechlich macht ja das konsequente Einnehmen dieser Einstellung die Naturwissenschaften erst moeglich. Und doch kann diese Einstellung nicht den modernen Menschen allein charakterisieren, sondern muss allgemein menschlich sein, denn es ist ja eben sie, die mit dem Ausdruck "Verfremdung" gemeint ist. Der beobachtende Blick ist der verfremdete Blick, denn jede Beobachtung fusst auf dem Befremden, das man dem Beobachteten gegenueber empfindet. Man beobachtet immer nur das, was man als etwas anderes empfindet, und bei Selbstbeobachtung empfindet man sich selbst als jemand anderen. Es mag sein, dass der Beobachtende glaubt, sich selbst voellig ausgeloescht zu haben, und nur ein Ort zu sein, der vom Beobachteten beeindruckt wird, und das glaubten auch tatsaechlich zum Beispiel die englischen Empirizisten. Aber der Glaube beruht auf einem Irrtum. Subjekt sein kann nicht bedeuten, sich ausgeloescht zu haben, denn Subjekt werden bedeutet, sich ueber das Objekt ueberheben. Und diese Ueberhebung ist eine Geste, in der versucht wird, sich das Objekt anzueignen. Ganz im Gegenteil also: nicht ausgeloescht ist das Subjekt dem Objekt gegenueber, sondern es ist ein Sog, der versucht, das Objekt zu verschlingen und es sich einzuverleiben. So naemlich versucht das Subjekt, seine Verfremdung zu ueberwinden: alle Objekte in sich aufzunehmen. Zwar mag bei der Beobachtung selbst dieses Ziel voellig ausserhalb des Horizonts der Situation liegen, und es kann also bei der Beobachtung geglaubt werden, dass sie ziellos, also "rein", sei. Aber in Wirklichkeit verfolgt jede Beobachtung das durch ihre Struktur gegebene Ziel, das Beobachtete in die Gewalt des Beobachters zu bringen. Wer also den Wald betrachtend einen Waldweg geht, dem ist der Wald fremd, und er versucht, ihn in seine Gewalt zu bekommen, um sich ihn anzueignen. Die Frage ist natuerlich die, welchen Sinn es hat, den Wald zu besitzen. Selbstredend den, ihn verachten zu koennen, und in Gedanken versunken einen Waldweg gehn zu koennen.

Den Wald geniessend einen Waldweg zu gehn heisst, ihm einen Typ von Achtung schenken, der in gewissem Sinn das symmetrische Gegenstueck von jenem Typ ist, der eben besprochen wurde. Versucht man bei der Betrachtung, sich dem Wald zu oeffnen, um sich ihn einzuverleiben, dann versucht man beim Genuss, sich ihm zu oeffnen, um von ihm einverleibt zu werden. Schon bei dieser Bemerkung wird klar, dass es sich bei beiden Arten, den Waldweg zu gehn, ganz um die gleiche Struktur handelt, in der man sich dabei befindet, naemlich um die verfremdete Lage, in der man Subjekt eines Objekts ist. Nur versucht man Beim Geniessen eine andere

VILÉM FLUSSER

Methode, die Verfremdung zu ueberwinden. Man versucht nicht, den Wald zu sich zu heben, und so die dialektische Spannung zwischen sich und Wald aufzuheben, sondern man versucht, in den Wald wieder unterzutauchen, und so die dialektische Spannung zwischen sich und Wald ungeschehen machen. Vom Standpunkt der ersten Methode erscheint die zweite reaktionärer, und vom Standpunkt der zweiten erscheint die erste wie radikale Verfremdung. Aber von einem reflektierenden Standpunkt, der beide Methoden in den Griff nimmt, erscheinen sie als komplementärere Methoden, und sind beide gleich problematisch. Zwar scheint die geniessende Methode das Subjekt noch mehr auszuloeschen als die betrachtende, und dem Subjekt mag es scheinen, als ob es sich dem Wald in Selbstaufopferung hingeben wuerde. Und dies wird ja oft von Romantikern und Mystikern behauptet. Aber diese Selbsthingabe ist ebenso Tauschung wie ~~nie~~ die Selbstaussloeschung der empirischen Betrachtung. Denn wiewohl man beim Geniessen des Walds in eine Stimmung versetzt wird, in der man sich eins fuehlt mit dem Wald und seinen zahllosen lebendigen und nicht lebendigen Aspekten, sodass man fuehlt, einen gemeinsamen Grund mit diesen Aspekten gefunden zu haben, und selbst ein Aspekt des Waldes zu werden, wiewohl man in diese Stimmung kommt, so bleibt es eben eine Stimmung, die von einem selbst ausstrahlt. Man taucht in den Wald unter, nicht indem man im Wald sich auflöst, sondern indem man den Wald in die eigene Stimmung auflöst. So in den Wald zu gehn ist unnatuerlich, (also typisch menschlich). In Wirklichkeit naemlich ist der Unterschied zwischen Betrachten und Geniessen der Unterschied zwischen Gnoseologie und Aesthetik. In der ersten Methode wird versucht, Subjekt und Objekt in der Erkenntnis, in der zweiten Methode aber im Erlebnis aneinander zu binden, also beide Male unter dem Zeichen des Subjektes. Man koennte zwar von der zweiten Methode behaupten, dass sie nicht wie die erste das Ziel hat, den Wald zu besitzen, sondern im Gegenteil, davon besessen zu werden, und dass sie also das Paradox der ersten Methode vermeidet. Und tatsaechlich ist ja die zweite Methode fuer den Westen weniger charakteristisch als die erste. Aber so eine Behauptung wuerde nur einen Aspekt des Paradoxons vermeiden, nicht das Paradox als solches. Denn es bleibt paradox, dass, wuerde die Methode des Geniessens gelingen, die menschliche Verfremdung nicht ueberwunden, sondern nur zugedeckt waere. Dies aber will selbstredend nicht leugnen, dass beide Methoden, als Methoden zwar problematisch, aber als Selbstziele Befriedigung schenken. Naemlich dann, wenn sie das Paradoxe des Menschseins nicht ueberwinden wollen, sondern bejahen.

Den Waldweg den Heimweg suchend gehen, heisst, dem Wald einen Typ Achtung schenkend, der sich von den beiden besprochenen radikal unterscheidet. Denn der Blick, den man dann auf den Wald richtet, ist ein bewusster Ueberblick, nicht ein Hinblick und Anblick. Man blickt dabei ueber den Wald hinaus und dem Heim zu, und nimmt also den Wald als Gegen-

VILÉM FLUSSER

stand im Sinn von Widerstand, von zu nehmender Huerde. Nicht das Verhaelt^unis zwischen mir und dem Wald heisst es dann ueberwinden, sondern es heisst, den Wald zu ueberwinden, um zu sich zu kommen. In diesem Sinn ist also so ein Gehen unnatuerlich, (also typisch menschlich), weil es die Natur als Hin^udernis nimmt, und versucht, sie zu ueberwinden. Es scheint also, dass so ein Gehen den Menschen noch mehr kennzeichnet als die drei vorher besprochenen Arten, denn es bezeugt, wie der Mensch ueber die Natur hinauswill und hinaus kann. Seltsamerweise entpuppt sich aber diese Art von Gehen gerade als weniger menschenwuerdig als die drei besprochenen Arten. Und tatsaechlich kann man sich auch kein Tier vorstellen, das in Gedanken versunken, oder betrachtend, oder geniessend, einen Waldweg schreitet, wohl aber ein Tier, das oft verzweifelt versucht, seinen Weg im Wald zu finden. Nun, die Parallele zwischen Mensch und Tier kann in diesem Fall als Folge eines irrtuemlichen Anthropomorphismus aufgefasst werden. Das Tier sucht seinen Weg in einem anderen Sinn als es der Mensch tut. Es sucht den ihm entsprechenden Ort in der Natur, (Aristoteles wuerde sagen: den ihm gerechten), und blickt beim Suchen nicht ueber die Natur hinaus, sondern in die Natur im eigenen Innern, (auf seine "Instinkte"). Der Mensch aber sucht den Ort seiner Wahl, und in diesem Suchen blickt er eben ueber die Natur hinaus in Richtung seiner Freiheit, (naemlich des von ihm Gewaehlten). Wenn also auch die Parallele mit dem suchenden Tier auf einem Irrtum beruhen mag, so ist doch wie gesagt der suchende Mensch irgendwie weniger menschlich als der "rein" dahingehende, der in den drei vorgehenden Faellen besprochen wurde. (Wiewohl gerade das Gegenteil der Fall zu sein scheint). Dies ist so zu erklaren:

Man kann die drei vorhin besprochenen Geharten die "theoretischen" nennen, wenn man unter "Theorie" etwa "Ansehn ohne sofort ersichtlichen Zweck" verstehn will. Und es ist eben dieses den Zweck verachtende Ansehn, (oder das ihn leugnen wollende Ansehn), das das Allermenschlichste ausmacht. Man kann dieses "den Zweck verachten" als Symptom der menschlichen Verfremdung, als eine Art Wahnsinn, ansehn, oder aber als grundlegenden Uernerst, also Humor und Ironie, als das Spielerische und das Verspielte am Menschen. Jedenfalls muss man es als das ansehn, was den Menschen von allen uns bekannten Wesen unterscheidet. So verstanden, ist die Theorie das dem Menschen entsprechende Klima. Aber die jetzt besprochene Gehart ist nicht im selben Sinn theoretisch, eben weil sie ein zweckhaftes, ernstes Gehen ist, ein Gehen ganz im Ernst. Und man fuehlt diesen Unterschied deutlich beim Gehen. Wenn man den Heimweg sucht, ist ein Zwangselement dabei, man fuehlt sich bedingt, begraengt, beengt, als freies Wesen entwuerdigt. Das bedeutet natuerlich nicht, dass man so eine Lage nicht freiwillig hervorrufen kann, etwa um ein Abenteuer zu erzwingen. In solchen Fall aeussert sich dann ein Aspekt der Dialektik der Freiheit. Aber in jedem Fall ist der heimwegsuchende Mensch in seinem Menschsein

VILÉM FLUSSER

gefährdet. Aber eben doch nicht so gefährdet, wie es das immer bedrohte Tier ist, denn es handelt sich doch auch hier beim Suchen um eine typisch menschliche Gehart. Wird naemlich der Mensch tatsaechlich bedroht, (hat er sich verirrt, im Sinn von: die Orientierung verloren), dann erst beginnt er, seinen Weg wie ein Tier zu suchen. Und dann stellt sich heraus, dass er nicht etwa auf das Niveau des Tiers faellt, sondern tief darunter. Denn des unvermittelten Einblicks in die Natur, (etwa in die "Instinkte"), ist er irgendwo auf seinem "Geschichte" genannten Weg verlustig gegangen, und ist, wenn er sich tatsaechlich mitten in der Natur befindet, buchstaeblich verloren.

Es handelt sich auch beim Heimwegssuchen um eine typisch menschliche Gehart, weil sie auf einer Theorie fusst, (zum Beispiel auf Landkarten, dem Stand der Sonne oder auf Begriffen der Landschaft), wiewohl sie selbst nicht theoretisch ist wie die anderen Arten. Wenn der Mensch beim Suchen ueber den Wald hinaussieht, sieht er in das Reich der Theorien hinein, und versucht, diese Theorien an den Wald anzugleichen. In solch einer Situation stellt sich heraus, dass die Theorien eben doch nicht absichtslos waren, wiewohl beim Aufstellen als absichtslos empfunden. Denn solche Situationen sind der Ort, an dem Theorien angewendet werden. Sodass man, wollte man pragmatisch erklaren, (und damit allerdings das Menschliche schmaelern), etwa sagen koennte, Theorien seien der Ersatz fuer die abhanden gekommenen Instinkte. Zusammenfassend zum Heimwegssuchen waere zu sagen: es ist eine typisch menschliche Gehart, weil sie auf Theorien fusst und sich auf Theorien verlaesst, aber sie ist nicht so radikal menschlich wie die "rein theoretischen" Geharten, die vorhin besprochen wurden. Das Verwirrende daran ist, dass diese nicht radikal menschliche Situation meist als Berechtigung der radikal menschlichen angefuehrt wird, als Entschuldigung sozusagen des Menschseins. Diese Verwirrung wird sich vielleicht teilweise klaeren, wenn jetzt jener Wendung gedacht werden soll, in der sich die vier Geharten in eine Suche nach Stoecken verwandelt.

Aus einer Ueberlegung der vier besprochenen Geharten wird sofort klar, dass diese Wendung am schaerfsten ist, wenn sie aus der Versunkenheit in Gedanken herausreisst, und am mildesten, wenn sie sich beim Heimwegsuchen ereignet. Es scheint darum geboten, bei Ihrer Schilderung die Reihenfolge der vier Beispiele umzukehren.

Was sich beim Suchen nach Aesten ereignet, die sich fuer Stoecke eignen, ist bei jemandem, der seinen Heimweg sucht, etwa wie folgt zu beschreiben: Der Heimwegsuchende blickt um sich, um in seiner Umgebung jene Struktur wiederzuentdecken, die ihm theoretisch, (zum Beispiel von Landkarten her) bekannt ist. Gelingt ihm diese Wiederentdeckung, (und sie muss gelingen, wenn die Theorie "richtig" war), dann hat er den Heimweg gefunden. Denn dann hat er nicht nur seine Umgebung erblickt, sondern auch je

VILÉM FLUSSER

dem auch jene ausserhalb seiner Umgebung liegenden und von ihm unerfahrenen Gebiete, welche von der selben Struktur erfasst sind, und das gesuchte Heim liegt in jenen Gebieten. Er hat also eine Bruecke zwischen Erfahrung und Theorie geschlagen, und damit den Weg gefunden. Und dass er dannwirklich nachhause kommt, ist eine Bewaehrung der Theorie, die zwar fuer ihn interessant ist, aber voellig gleichgueltig fuer die Theorie als solche. (Denn die fusst ihrerseits auf hoeheren Theorien, und nicht auf solcher Bewaehrung). Bei solch einem Versuch, in der erfahrenen Umgebung eine vorgefasste Theorie wiederzuentdecken, koennen im Suchenden folgende zwei von einander im Grunde unabhaengige Veraenderungen geschehen. Erstens wird sich der Suchende bewusst, dass er von seiner Umgebung nicht nur in dem Sinn bedingt ist, dass sie ihm den Weg nachhause versperrt, sondern auch in dem Sinn, dass sie seine Kraefte beansprucht, (zum Beispiel durch die Steigung des Weges). Also nicht nur als zu nehmende Huerde, sondern auch als Hindernis, durch das man hindurch muss, um ans Ziel zu gelangen. (Man kann, um den Fall zu verallgemeinern, statt "Wald" auch "Welt" lesen, und statt "Heim" auch "Tod" lesen). Zweitens erblickt der Suchende, wenn er seine Erfahrung mit der Theorie vergleicht, im Gebiet der Theorie nicht nur Modelle von der Art "Landkarte", (also Erkenntnismodelle), sondern auch Modelle von der Art "Spazierstock", (also Verhaltensmodelle). (Erkenntnismodelle sind Theorien, die fuer die Orientierung in der Erfahrung verwendet werden koennen, und Verhaltensmodelle sind Theorien, die fuer die Behandlung der Erfahrung verwendet werden koennen). Nach diesen beiden von einander unabhaengigen Veraenderungen verwandelt sich mit einemmal der Blick des Suchenden auf den Wald, wenn er naemlich versucht, diese beiden Veraenderungen zusammenzufassen. Er versucht jetzt nicht nur, im Wald eine Erkenntnistheorie wiederzufinden, sondern auch ein Verhaltensmodell, (das des Stocks), um den Wald besser durchdringen zu koennen. Und tatsaechlich bietet sich ihm der Wald jetzt ganz anders als vorher. Naemlich als ein durch Erfahrung als Hindernis gegebenes Ding, das dank Verhaltensmodellen gegen sich selbst gewendet werden kann, also "verwendet". (Tatsaechlich ist ja ein Stock ein Stueck Wald, ein Ast, das gegen den Wald vorgeht).

Das Bild des Walds hat sich damit grundsuetzlich veraendert. Er erscheint nicht mehr als blosser Gegenstand, den es heisst, zu ueberspringen, sondern als Herausforderung, die es heisst, nach Modellen umzuformen. Die leere Dialektik "Subjekt-Objekt" hat sich damit in die schoepferische Dialektik "Sollen-Sein" verwandelt. Denn von nun ab steht der Wald voller Aeste, die Stoecke sein koennen, und es auch sein sollen. Die Dynamik dieser Dialektik bringt es mit sich, dass so eine Ansicht auf den Wald als Herausforderung nicht auf sich beruhen kann. Sondern sie wird von einem Eingriff in den Wald gefolgt, durch den ein Ast aus dem Wald herausgerissen wird, nach dem Modell mit dem Taschenmesser in einen Stock verwandelt wird,

VILÉM FLUSSER

und sich jetzt, in der Hand des Gehenden, gegen den Wald wendet. Damit ist ein Stueck Wald aus dem Bereich des Walds ins Bereich des Gehenden uebergegangen. Die Theorie hat in die Praxis uebergeschlagen. Und der Stock ist das Resultat dieses Ueberschlagens, ein Resultat, das man gewoehnlich ein "Werk" nennt.

Dasselbe Ueberschlagen hat bei jemandem, der den Wald genießt, eine andere Faerbung. (Hier ist zu sagen, dass seltsamerweise die marxistische Analyse der Dialektik der Arbeit sich gewoehnlich auf Faelle beschraenkt, die vom Typ "Heimwegsuchen" sind, und damit viele Aspekte dieser Dialektik nicht genuegend betrachtet.) So einer versucht ja nicht, wie es der Heimweg suchende tut, durch den Wald durchzudringen, sondern im Gegenteil, in ihn einzudringen und selbst Wald zu werden. Auch ihm, der er ja auch Mensch ist, bietet der Wald Widerstand, aber nicht einen passiven, sondern einen, der als aktiv erlebt wird. Naemlich so, dass sich der Wald wehrt, den Menschen einzulassen. Zwar, oeffnet sich der Mensch dem Wald, dann oeffnet sich auch der Wald, wie im Zauber, dem Menschen. Aber es muss doch zugegeben werden, dass es immer wieder Stellen gibt, an denen sich der Wald verweigert. Selbstredend liegt es im Wesen der sich hingebenden Methode, solche Stellen nicht vergewaltigen zu wollen, sondern durch Geduld auf ihr Oeffnen zu hoffen. Denn die Methode geht von der Voraussetzung aus, dass jede Vergewaltigung den Wald nicht oeffnet, sondern vernichtet, und damit auch die Hoffnung des Menschen. Und ploetzlich kann es doch geschehen, dass sich der genießende Mensch dabei ueberrascht, einen Ast gebrochen zu haben, und ihn als Stock verwendet zu haben. Hier ist der Ausdruck "ueberrascht" sehr genau zu nehmen. Was naemlich geschieht, ist ungefaehr dieses:

Der Mensch sieht sich ploetzlich selbst mitten auf dem Waldweg stehn, mit einem Stock bewaffnet. Er kann selbstredend diesen Anblick, der sich ihm da bietet, bagatellisieren, und etwa sagen, es habe sich dabei um eine automatische Handlung gehandelt, welche nichts zu tun hat mit seinem Bemuehn, sich im Wald aufzuloesen. Aber wenn er ehrlich ist, fuehrt ihn der Anblick in ganz andere Gedankengaenge. Er wird sich naemlich bewusst, dass er nicht nur die Faehigkeit hat, sich selbst zusehn, also eine reflexive Faehigkeit, die er opfern muesste, wollte er tatsaechlich den Wald genießen. Sondern er wird sich auch bewusst, dass er sich, wenn er sich selbst sieht, immer als Mitglied einer Gesellschaft, Kultur, einer Antinatur sieht. Naemlich als einer, dem diese Gesellschaft Verhaltensmodelle zur Verfuegung stellt, zum Beispiel das Modell des Stocks, nach dem sich sein Verhalten eben gerichtet hatte. Sodass ihm mit einemal klar wird, dass er im Irrtum war, wenn er glaubte, allein auf dem Waldweg zu stehen. Sondern es stehen die anderen immer um ihn herum, und er kann nicht im Wald untertauchen, ohne dabei diese anderen zu verraten. Ein Verhaltensmodell kann ein Wert genannt werden. Es wird ihm also mit einemal klar, dass das empathische Untertauchen in den Wald einen Verrat an allen Werten bedeuten

VILÉM FLUSSER
wuerde, sollte es gelingen. (Zum Beispiel einen Verrat an Stoecken). Es wird ihm also klar, dass seine Methode, die Spannung zwischen Mensch und Natur auszuloeschen, nicht nur Antikultur ist, sondern auch Aufloesung der Verantwortung den andern gegenueber.

Hier handelt es sich also beim Ueberschlagen nicht um ein Umschlagen von der Theorie in die Praxis, sondern um ein Bewusstwerden des eigenen Selbst dank der Praxis. Der Stock ist hier also nicht Resultat einer bewussten Dialektik von Theorie und Praxis, sondern er ist der Ausloeser einer Dialektik des Gewissens. Und sei es nur, weil er dem geniessenden Menschen klar macht, um welche innere Spannungen es sich beim Geniessen handelt, und wie das Geniessen also nicht nur im Widerspruch steht zum Handeln, sondern auch zu sich selber. Wenn also vom Heimwegsuchenden gesagt werden kann, dass er nach dem Umschlagen den Wald vor lauter Stoecken nicht mehr sieht, dann kann man vom Geniessenden sagen, dass er nach dem Umschalgen den Wald dank den Stoecken ueberhaupt erst saehe.

Fuer den, der den Waldweg geht und dabei den Wald betrachtet, ist das Umschlagen in Stoeckesuchen ein noch weit wilderer Vorgang, denn er ist der Praxis noch weit entfernter als der Sucher und der Geniesser. Denn er ist im Grunde jener, der die Theorie als reine Schau bewusst und als Ziel der Ueberwindung der Dialektik zwischen Subjekt und Objekt gewaehlt hat. Darum kann man sein Gehn ungefaehr so beschreiben: Er betrachtet den Wald als ein Gefuege, dessen einzelne Teile nur aus dem Gefuege verstanden werden koennen, aber andererseits auch als ein Gefuege, das nur von seinen einzelnen Teilen aus erfasst wird. Darum sind dem Wald gegenueber mindestens drei Standpunkte noetig, will man ihn verstehen: ein erster oberflaechlicher Standpunkt, von dem aus der Wald als Ganzes erscheint, und der eingenommen wird, wenn man den Waldweg beschreitet. Ein zweiter gruendlicher Standpunkt, von dem aus der Wald in seine Bestandteile analysiert wird, und der beim Schreiteten des Waldwegs einen immer tieferen Einblick in den Wald ermoeeglicht. Und schliesslich ein dritter zusammenfassender Standpunkt, der nach dem Verlassen des Waldes eingenommen wird, und unter dem sich das Auseinandergelegte wieder als Gefuege synthetisiert, aber diesmal als ein verstandenes Gefuege. Beim Einnehmen dieses letzten Standpunkts dem Wald gegenueber blickt man aber nicht mehr auf den Wald dort draussen, sondern auf jenen Wald, dem man in sich aufgehoben hat, und der also jetzt nicht mehr fremd ist. Unter diesem dritten Standpunkt kann man behaupten, den Wald erkannt zu haben. Das waldbetrachtende Schreiten ist also ein Hereinholen des Objekts ins Subjekt, und in diesem Sinn eine Verwirklichung des Waldes. Denn erst der erkannte Wald ist wirklich, weil begrifflich fassbar. Was hier gesagt wird, kann zwar als blosser Spekulation, (als "dialektischer Idealismus") angesehen werden, wird aber tatsaechlich und ganz unspekulativ vom Betrachter des Waldes beim Gehen als selbstverstaendlich angenommen. Zum Beispiel: er entdeckt einen

VILÉM FLUSSER

einen Pilz im Moos, betrachtet die Gestalt des Pilzes, bringt den Pilz mit dem Moos, den Baumwurzeln, den Insekten, dem Boden usw. in Verbindung, beginnt, die Funktion des Mooses fuer den Pilz, die des Pilzes fuer das Moos, und die beider fuer die Baumwurzel zu erfassen, und ist dabei ueberzeugt, diesen ganzen verdeckten Aspekt des Walds ueberhaupt erst verwirklicht zu haben. Denn wie kann man von einem unentdeckten, unbekanntem, nie gesehnen Pilz behaupten, dass er "wirklich" sei? Das hiesse doch behaupten, dass es Dinge gibt, von denen niemand weiss, und das wieder hiesse, zu sagen, man wisse von Dingen, die von niemandem gewusst sind.

Aus dieser eleganten Selbstverstaendlichkeit des Betrachtens kann aber der Schreitende durch folgende Frage brutal herausgerissen werden: "Wie bin ich denn auf diesen Pilz und zu diesem Pilz gekommen?" Die Antwort ist zwar scheinbar harmlos, aber in Wirklichkeit umwaelzend. Naemlich: mittels eines zu diesem Zweck abgebrochenen Astes, mit dem man wie mit einem Stock den Boden gekratzt hat. Die Antwort ist umwaelzend, und zwar aus einer ganzen Reihe von Gruenden, von denen nur einige hier gestreift werden sollen. Zum Beispiel, weil sie zeigt, dass das Beobachten das Beobachtete veraendert hat, (den jetzt gekratzten Boden), dass also Beobachten nicht eine Passivitaet, sondern eine Handlung ist, mit welcher das Subjekt in das Objekt eingreift. Zum andern Beispiel, weil sie zeigt, dass die Beobachtung des Pilzes eine Handlung erfordert, deren Gestalt vom Pilz, und nicht vom Beobachter, gepraeagt ist, wiewohl es der Beobachter ist, der sie ausfuehrt. (Denn Singvoegel koennen nicht durch Kratzen auf dem Boden beobachtet werden). Zum dritten Beispiel, weil sie zeigt, dass das Instrument der Beobachtung, (naemlich der Ast), ein zweckhaft verwendeter Teil des Beobachteten, (des Waldes), ist, und damit voellig leugnet, dass der Wald unwirklich ist, bevor er erkannt ist. (Denn der Stock ist wirklich, weil er Pilze entdeckt, aber als Ast unerkannt, sondern verwendet). Zum vierten Beispiel, weil sie zeigt, dass die Hand, das Auge, der Koerper, und letzten Endes also der Beobachter, sich beim Beobachten nicht grundsaeztlich vom Stock unterscheiden, sodass man sagen koennte, dies alles seien unerkannte, aber verwendete Teile des Walds, welche den Wald erkennen. Und eine weitere, unueberblickliche Reihe von Gruenden koennte angefuehrt werden, welche das Umwaelzerische an der Stockantwort auf die Beobachtungsfrage begruenden. Sie lassen sich selbstredend unter dem Titel "marxistische Umstellung Hegels auf die Fuesse" zusammenfassen, aber damit waere das Wesentliche nicht getroffen.

Das Wesentliche naemlich ist, dass sich der Blick des Betrachters auf den Wald unter dem Druck dieser Antwort revolutionaer verwandelt. Er kann ihn nicht mehr als Objekt sehn, das erkannt werden soll, sondern muss ihn als Objekt sehn, das verwendet, verwertet, also bearbeitet werden muss, um erkannt werden zu koennen. Also nicht mehr als ein Gefuege von Teilen, welche in Wechselwirkung funktionieren, sondern als ein Gefuege moeglicher Stoek

VILÉM FLUSSER

ke, welche erst wirkliche Stoecke werden, wenn sie verwendet wurden. Verwirklichung ist also nicht Erkenntnis, sondern Arbeit, und das betrachtende Schreiten im Wald ist nicht Ueberwindung der Verfremdung, sondern Verfall in Verfremdung. Ja, das betrachtende Schreiten im Wald ist im urspruenglich gemeinten Sinn gar nicht moeglich, naemlich es gibt so ein Schreiten nicht ohne Stoecke. Mit anderen Worten: das Umschlagen von Waldbeobachten in Stoeckesuchen ist wild, weil es die ganze Lebenseinstellung des Schreitenden umstellt, und weil es den Wald, in dem geschritten wird, in sein Gegenteil umstuelpt.

Wer in Gedanken versunken den Waldweg geht, also mit nach innen gewend^{tem} Blick, verachtet den Wald, in dem er schreitet. Das Schreiten im Wald ist seine Methode, in Gedanken zu sinken, und da die Methode zum Ziel gefuehrt hat, kann sie verachtet werden. Fuer ihn besteht der Wald nicht mehr, und er befindet sich in ganz anderer Gegend. Er hat seine urspruengliche Naturbedingtheit ueberwunden, und hat zu sich selbst gefunden. Naemlich dort hin, wo er frei ist. In den Gedanken, in denen er ist, ist er Mensch im hoechsten Sinn dieses Wortes. Und zwar in dem Sinn, dass er das Vergaengliche hinter sich liess, das also, was ihn aus seinem Menschsein belastete, und das Bestaendige beschritt, das also, was sein Menschsein bestaetigt. In diesen Gedanken, in denen er jetzt lebt, (und zwar intensiver lebt, als er anderwo leben koennte, weil er intensiver erkennt, fuehlt, waehlt und schafft), sieht er mit seinem inneren Blick perfekte Modelle. Zum Beispiel nur: die perfekte Geliebte, den perfekten Menschen, die perfekte Gesellschaft, das perfekte Gedicht, das perfekte Glueck, das perfekte Leben. Aber auch zum Beispiel: den perfekten Wald, den perfekten Stock, das perfekte Gehen auf einem Waldweg. Sodass, wer in Gedanken versunken geht, mit seinem inneren Blick alles das weit besser sieht, als der, der seinen Blick nach aussen wendet. Man kann selbstredend, wenn man will, so ein Gehn ein platonisches nennen, aber dann muesste man zugeben, dass in jedem von uns ein Platoniker steckt, denn wer von uns wuerde nicht ~~ix~~ so ein~~em~~ Gehn als das wahre "zu sich selbst kommen" erleben?

Ploetzlich aber, und zwar notwendigerweise frueher oder spaeter, wird man aus den Gedanken gerissen. Es ist tatsaechlich so, dass eine Kraft von aussen wirkt, welche einen wie einen Handschuh umstuelpt, und Innerstes in Aeusserstes, und Aeusserstes in Innerstes verwandelt. Was naemlich in den Gedanken als das Wirklichste erscheint, erscheint jetzt als ~~ha~~ere Form, und was in den Gedanken als leere Tauschung erscheint, erscheint jetzt als harte Gegebenheit des Soseins. Und mehr noch: was in den Gedanken als Wert erscheint, (zum Beispiel als gut), erscheint jetzt als Unwert, (zum Beispiel als Verrat am Guten), und was in Gedanken als Unwert erscheint, (zum Beispiel als verworrene Meinung), erscheint jetzt als Wert, (zum Beispiel als Engagement fuer die Wahrheit). Diese Umstuelpfung geschieht, in diesem Fall, wenn man, in Gedanken versunken, mit dem Kopf gegen einen Ast stosst. Man kann

VILÉM FLUSSER

diese Umstülpung, wenn man will, die Wendung aus Plato zu Nietzsche nennen, aber dann müsste man zugeben, dass jeder von uns diese Wendung mitmacht, und immer schon mitmachte, vor Nietzsche, und höchstwahrscheinlich vor Plato.

Wenn, vom Ast vor den Kopf gestossen, der In sich Versunkene aus den Gedanken auftaucht, (jetzt wird er sagen: zu sich kommt), dann reisst er den Ast beiseite, und wirft ihn, als Stock, von sich weg in die bisher verachtete Gegend. Aber zugleich weiss er, dass diese Gegend nicht als Ganzes in Stock verwandelt und weggeworfen werden kann, weil sie naemlich ganz stupiderweise da ist. Und er entdeckt, dass er, als er in seine Gedanken sank, nichts anderes tat, als sich selbst als Stock in die Gegend werfen, um vor sich selbst zu verschwinden. Damit ist in ihm eine Spaltung entstanden, die etwa so beschrieben werden koennte: einerseits weiss er, dass er nur zu sich kommen kann, wenn er sich wegwirft. Andererseits aber weiss er, dass er nur zu sich kommen kann, wenn er sich findet. Und zwar: wenn er sich als Stock wegwirft, und als Ast findet. Und dieselbe Spaltung findet er im Wald dort, dem er jetzt seinen Blick zuwendet. Einerseits weiss er, dass er den Wald nur sehn kann, wenn er in sich selbst blickt, und von dem dort draussen ab sieht. Andererseits, dass er den in sich selbst erblickten Wald nur sieht, weil er den dort draussen gesehn hat. Und er weiss auch, dass der Wald dort draussen nur Tauschung ist, naemlich unverwirklichte Stoecke. Und andererseits, dass der Wald dort drinnen aus lauter Nichts besteht, naemlich aus Stoecken, die nicht Aeste sein wollen. So also reisst der Stock ihn aus seinen Gedanken: aus nichts in nichts, aus einem Nihilismus in den andern. Und in dieser doppelten, "Verzweiflung" genannten, Spaltung, kann er vielleicht eine Bruecke schlagen zwischen Nicht und Nichts: naemlich Aeste suchen, die fuer Stoecke verwendet werden koennen. Denn was ist ein Stock, wenn nicht das Nichts, das der Ast ist, und das Nichts, das das Stock-sein-Sollen des Asts ist? Doppelte Verneinung.

Was also sind Stoecke? Vier Seinsarten der Stoecke wurden beschrieben. Man kann sie so definieren: Stoecke sind Werke, welche entstehn, wenn eine Theorie in der Praxis angewandt wird. Stoecke sind Zeugen dafuer, dass wir nicht allein auf der Welt sind und Verantwortung fuer andere tragen. Stoecke sind Instrumente, dank derer wir denken koennen und leben koennen, grundlegende Bedingungen also. Stoecke sind absurde Versuche, gegen das Absurde des Menschenseins zu kaempfen. Und schliesslich: Stoecke sind so; wie sie angesehen werden, zum Beispiel so, wie hier auf vier Arten angesehen wurde.

Stoecke suchen ist menschlich. Aber schon nicht mehr ganz menschlich. Stoecke suchen ist menschlich zugeben, dass der Mensch nicht nur Mensch ist. Das ist das Wesentliche an Stoecken